

die Figur gebildet ist. Alle Figurenteile haften an der obersten, vordersten Schicht. Die Arme liegen in der gleichen Ebene wie die Brust. Wie soll hier nach der anatomischen Gestalt noch das Vorwölben des Brustkorbes geschaffen werden? Und das bei einer Kunst, die mittels Wegnehmen Plastik schafft.

Die Bildung des Kopfes gibt uns die Antwort. Gerade hier ist nicht von unvollendeter Arbeit, sondern von künstlerisch unausgeprägter Arbeit zu reden. Dieses flache Gesicht mit seinen einfachsten Formteilen läßt das Gefühl für rundplastisches Bilden vermissen. An die Stelle der konvexen Augenwölbungen sind ovale Vertiefungen eingebracht. Besonders die „Umwendung“ dieser Formen kennzeichnet die hier herrschende Arbeitsweise. Es handelt sich hier um ein Stilmerkmal, und zwar des Stiles der naiven Kunst. Als Beleg sei die plastische Arbeit eines Kindes abgebildet. Die Kinderhand hat das Gesicht in ähnlicher Weise geformt. So vergegenwärtigt bildhaft eine undifferenzierte Vorstellung. Daß diese noch in magischen Tiefenschichten wurzelt, wird an den Augenhöhlen sichtbar.

Wir sehen, wie Vorbilder und Vorstellungen an der Bildung des Kruzifixes mitgewirkt haben. Jene wurden von der hohen Kunst der Zeit erreicht, diese entsprangen dem einfachen Bildverständnis des Handwerkers. Künstler möchten wir ihn nicht nennen.

Die Arbeit am Kruzifix darf so rekonstruiert werden: Zuerst wurden die mächtigen Quader in den 90 cm starken Mauerverband dieser ehemaligen südlichen Kapellenwand eingesetzt. Dann machte sich der Steinhauer an die Bearbeitung. Zweifellos bediente er sich eines Vorbildes. Ob es das geschnitzte Syrlin-Kruzifix (um 1475) des Klosters Lorch war? Auch diese Christusgestalt ist außerordentlich gestreckt und mit waagrecht ausflatterndem Lendentuch dargestellt.

Die Durchbildung des Stein-Kruzifixes ist nicht einheitlich. Es scheint, als sei bei den Armen die Arbeit weiter fortgeschritten. Und zwar zu einem erstrebten Zustand, zu dem die künstlerischen Kräfte des Steinmetzen nicht hinreichten. Diese seine Einsicht, oder der Auftraggeber, dürften bewogen haben, das Werk aufzugeben. Den unfertigen Zustand läßt auch die gefurchte Oberfläche erkennen, die auf die Arbeit des Spitz-eisens zurückgeht<sup>4</sup>). Dieses Werkzeug setzen die Steinmetzen aber nur bei grobem Zurichten ein, ehe der Meißel die Feinarbeit leistet.

Zusammengefaßt: Das Kruzifix vom Vogelhof geht auf die Zeit um 1500 zurück. Wir sehen darin die Arbeit eines Steinmetzen, der Großes wagte. Seine künstlerische Begabung und Bildung reichten aber nicht hin zur Gestaltung eines reifen, gelungenen Werkes. Als altes Zeugnis eines Kunstversuches verdient das Bildwerk aber Beachtung und Erhaltung.

#### Quellennachweis:

1. Beschreibung des Oberamtes Welzheim, herausg. von dem königl. statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart und Tübingen 1845. S. 262: „Nach einem Bericht von 13. Dezember 1537 war damals noch uff dem St. Elisabethenberg ein Capell und ein Brüderhäuslein, darin sitzt ein Bruder.“
2. Christ, Hans, Kunstwanderungen in Württemberg, 3. Aufl. Stuttgart 1955. S. 198: „... Von der Burg Waldhausen bei dem gleichnamigen Dorf ist nur die Kapelle erhalten (Elisabethenberg), darin eingemauert ein romanisches Kruzifix in Stein...“  
Das Königreich Württemberg, Jagstkreis, Stuttgart 1906, S. 538: „... ein altes Kruzifixbild.“  
Sowohl Keppler, Württbg. kirchl. Kunstaltertümer wie auch Dehio/Gall, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, westliches Schwaben, erwähnen das Werk nicht.
3. Emil Bock (Romanische Baukunst und Plastik in Württemberg, Stuttgart 1958) gibt das Werk in Abb. 51 wieder. S. 241 schreibt er einen Satz zum Bild: „Elisabethenberg, steinernes Kruzifix (unvollendete Arbeit?), an der Vorderwand des Vogelhofes.“
4. Mit Absicht wird hier die Abbildung aus dem Buch von Emil Bock wiedergegeben. Heute liegt die Oberfläche des Kruzifixes unter einem dünnen Verputz, der bei der letzten Erneuerung des Gebäudes nicht nur der Wand, sondern auch der Figur aufgelegt wurde.

## Hermann Wille zum Gedächtnis

Albert Deibele

Durch einen tief zu beklagenden Unglücksfall schied Hermann Wille in der Nacht des 9. Februars aus dem Leben. Mit ihm hat unsere Stadt eine der bekanntesten Persönlichkeiten verloren. Wille wurde am 20. Mai 1881 als Lehrersohn zu Isingen bei Horb geboren, kam aber mit seiner Familie bald nach Heimsheim, Kreis Leonberg, das ihm zur Heimat wurde. Von hier aus wurde der Vater nach Denkendorf bei Eßlingen befördert, wo er bald starb. Für die hinterlassene Witwe war es eine schwere Aufgabe, die Söhne, die sich teils dem Lehrerberufe, teils akademischen Studien zuwandten, ausbilden zu lassen. Aber die

tapfere Frau hat es durch äußerste Sparsamkeit, unermüdete Arbeit und Zurückstellung ihrer eigenen Wünsche geschafft. Dieses tief verwurzelte Pflichtgefühl, verbunden mit einem echt christlichen, kernigen Denken und Fühlen und unbeugsame Ehrlichkeit der Gesinnung, waren das Vermächtnis, das die Kinder vom Elternhaus mit in das Leben hinausnahmen.

Seine Ausbildung zum Lehrer erwarb sich Wille zu Nürtingen. Es fiel ihm nicht leicht, sich in die damals recht engen geistigen Verhältnisse des Lehrerseminars einzufügen; aber er überwand die Widerwärtigkeiten und legte 1901 die Erste



Hermann Wille

Dienstprüfung ab. Anschließend kam er 1901/02 seiner Militärpflicht nach. Nun begannen für ihn die Wanderjahre eines unständigen Lehrers. 1902/03 finden wir ihn in Reichenbach/Fils, 1904 in Gammelshausen/Göppingen, 1904/05 in Buhlbronn bei Schorndorf und 1905/07 in Eltingen/Leonberg. Dann erhielt er eine ständige Lehrstelle in Rötenberg bei Oberndorf. Hier verheiratete er sich mit Luise Kirchner aus Eltingen, die ihm eine besorgte, verständige und friedliche Hausfrau wurde. Zwei Töchter vervollkommenen das Eheglück. 1910 bis 1921 wirkte Wille als Hauptlehrer in Neuenstein/Öhringen, und von 1921 ab bis zu seiner Zuruhesetzung 1947 in unserer Stadt.

Den 1. Weltkrieg machte Wille von 1914 bis 1918 meist im Fronteinsatz mit. Als Leutnant der Reserve, ausgezeichnet durch verschiedene Ehrenzeichen, kehrte er 1918 in seine Schule zurück.

Wille war ein Volksmann durch und durch, ein Demokrat im edelsten Sinne des Wortes. Seinen Mitmenschen zu dienen unter Hintansetzung seiner Person war bei ihm selbstverständlich. Keinem versagte er seine Hilfe. Jede ehrliche Überzeugung achtete er. Wo er aber Selbstsucht, Au-

gendienererei oder Heuchelei fand, zog er sich empört zurück. Unermüdlich arbeitete er an seiner Weiterbildung. Kaum hatte er das Seminar verlassen, so beteiligte er sich immer wieder an Fortbildungskursen, Tagungen und Lernfahrten. Mit Begeisterung widmete er sich der Naturwissenschaft, besonders der Geologie, in welcher er sich überdurchschnittliche Kenntnisse erwarb. Gerne erzählte er von seinen geologischen und heimatkundlichen Wanderungen mit Pfarrer Engel, Georg Wagner und anderen: stundenlanger Anmarsch zum Treffpunkt, stundenlange Wanderungen, stundenlanger Rückmarsch. Von morgens 3 Uhr bis Mitternacht dehnte sich manchmal so ein Wandertag aus. Wenige werden unsere schwäbische Heimat so gründlich gekannt haben wie er. Als der Schwäbische Heimatbund an ihn herantrat, übernahm er die hiesige Bezirksvertretung, und auch dem Landesamt für Denkmalspflege stellte er sich zur Verfügung. Seinen Mitbürgern gab er treffliche Ratschläge über die geologische Beschaffenheit eines Baugrundes und dessen Wasserverhältnisse. Lange Jahre vermittelte er angehenden Apothekern gründliche Kenntnisse in der Pflanzenwelt. Besonders tätig war er im hiesigen Naturkundeverein, im Schwäbischen Albverein und in der Volkshochschule. Seine Vorträge waren sehr geschätzt, und bei seinen vielen Führungen wußte er mit angeborenem Scharfblick die schönsten und lehrreichsten Fleckchen unserer Heimat aufzuspüren.

Daß er ein tüchtiger Lehrer war, bezeugen ihm seine Schüler und noch mehr seine Vorgesetzten. Es ist eine Freude, in seinen Personalpapieren zu blättern. Schon 1902 wird ihm bestätigt, daß er ein offener, einfacher, ehrlicher und anständiger Charakter sei, frei von Liebedienerei. 1904 erhält er das Zeugnis, daß er frisch, ehrlich, solide und ideal gesinnt sei. Und so gehen die Urteile über ihn weiter bis zum Ausscheiden aus dem Dienst: kein Schatten trübt sein Bild.

Einmal allerdings hat ihm seine Hilfsbereitschaft bittere Früchte getragen. 1936 ließ er sich bewegen, für einige Zeit ein untergeordnetes Amt der Partei zu übernehmen. Bald aber legte er dieses wieder nieder, weil er, wie er der Partei schrieb, „die Führung des Amtes mit seinem Gewissen nicht mehr vereinbaren könne“. Das waren mutige Worte. Ebenso offen handelte er, als ihn die Partei zwingen wollte, den Religionsunterricht in ihrem Sinne zu erteilen. Wille aber erklärte: „Ich trete nicht als Heuchler vor meine Schüler. Entweder erteile ich den Religionsunterricht nach meiner evangelischen Überzeugung, oder es soll ihn ein anderer übernehmen.“ Von nun an hatte die Partei gar manches an ihm auszusetzen. Er kam 1944 auch zu den Arbeiten am Westwall.

Trotz seiner männlichen Haltung gegen die Partei fand er bei der Entnazifizierung keine

Gnade. Eine hohe Geldstrafe und die Entlassung aus dem Dienste wurden über ihn verhängt. Wille arbeitete nun einige Zeit als Holzmacher auf dem Aalbuch, um sich über die schwere Zeit hinwegzubringen. Erst am 13. September 1946 wurde er wieder in den Schuldienst aufgenommen. Diese Behandlung verbitterte ihm manche Stunde. Am 1. Dezember 1947 trat er in den Ruhestand. Still, nur ein kurzes Lebewohl seinen Schülern sagend, verließ er das Klösterle. Einer unserer tüchtigsten Lehrer hatte sein Berufsleben abgeschlossen, nicht aber seine Arbeit. Unermüdlich beschäftigte er sich auch weiterhin an seiner Weiterbildung, selbst als ihm ein Schlaganfall hart zusetzte. Kaum ein Tag verging, an dem er nicht eine größere Wanderung unter-

nahm. Jede Baugrube wurde besichtigt, jeder Graben untersucht.

Mitten in rastloser Arbeit ist Wille aus dem Leben geschieden. Noch wenige Minuten zuvor saß er vergnügt im Kreise einiger Freunde. Für sie und alle, die ihn kannten, war die unerwartete Todesnachricht ein harter Schlag.

Das Stadtarchiv hat in Wille einen treuen Freund und Förderer verloren. Seit seiner Gründung verfolgte er sein Wachsen und Gedeihen mit großer Aufmerksamkeit. Für die Gmünder Heimatblätter lieferte er manchen gediegenen Aufsatz. Der Stadtarchivar wird den Rat und die Unterstützung dieses prächtigen Menschen noch häufig schmerzlich vermissen. Möge der gute Kamerad in Gottes Frieden ruhen!

## Von den drei ältesten Gmünder Apotheken

Ein Versuch, ihre Entstehung und ihre Schicksale zu klären

Albert Deibele

**3. Die Mohrenapotheke.** Gewisse Rätsel bietet die Mohrenapotheke; es ist mir aber gelungen, diese weitgehend zu lösen.

Franz Achilles von Stahl, der reichste Gmünder Bürger, hatte mit seiner Frau Katharina Wingert 13 Kinder erzeugt, von denen 9 ein höheres Alter erreichten. Er ließ sich 1773 gegen den Willen seiner Frau, die immer einfach blieb, als Edler von der Pfeilhalde in den Adelsstand erheben, weil er „im Hungerjahre 1770 viel Gutes getan habe.“ Eifrig sorgte er für das gute Fortkommen seiner Kinder, auch für reiche und vornehme Heiraten. Sein Sohn Franz Xaver Stahl, geboren 1739, bildete sich, wahrscheinlich zu Augsburg, zum Apotheker aus. Da in Gmünd zu dieser Zeit nur eine einzige Apotheke, die Löwenapotheke, bestand, ließ Franz Achilles von Stahl das Gebäude Marktplatz 25 neben dem Bären (Marktplatz 27) zu einer Apotheke umbauen und einrichten. Nach einer am Hause angebrachten Jahreszahl dürfte dieses 1763 geschehen sein. Die neue Apotheke erhielt den Namen „Mohrenapotheke“. Die Bürger hießen sie meist „Untere Apotheke“ und im Gegensatz dazu wurde die ältere „Löwenapotheke“ mehr und mehr „Obere Apotheke“ genannt. Die neue Apotheke war das Hochzeitsgeschenk des Vaters Franz Achilles von Stahl an den Sohn Franz Xaver, der wahrscheinlich noch 1763 zu Augsburg die reiche Bürgerstochter Maria Sophia Nodalin heiratete, aber in Gmünd seinen Wohnsitz nahm. Im Taufbuch der Münsterpfarre ist Franz Xaver Stahl dreimal als Vater aufgeführt, 1766 bei Ferdinand Xaver Ignaz, 1768 bei Ferdinand Franziskus von Paula und 1771 bei Christoph Vinzenz Ignaz. Taufpaten sind stets der Onkel Ignaz Stahl, Kanonikus in Gmünd, und die edle Maria Sabina von Neymayer zu Augsburg. Sein Vetter, der Chronist Dominikus Debler, berichtet über ihn:



„Ist nach einer Weil nach Augsburg gezogen, hat dort eine der besten Apotheken ererbt durch seine Frau“<sup>24</sup>. Leider gibt Dominikus nicht an, wann Franz Xaver von Stahl, wie er seit 1773 hieß, nach Augsburg gezogen ist. Dies läßt sich aber ungefähr berechnen. 1773 ist er nach einer Rechnung im Stadtarchiv noch hier<sup>25</sup>; im „Häuserbuch“ von 1783 aber ist er schon als „Apothe-